Mein Opa war kein Nazi

Der Holocaust-Unterricht in Deutschland wird der multikulturellen Realität im Klassenzimmer nicht mehr gerecht. Wie muss sich der Geschichtsunterricht ändern, um Schüler mit Migrationshintergrund besser zu erreichen? *Von Anja Reiter*

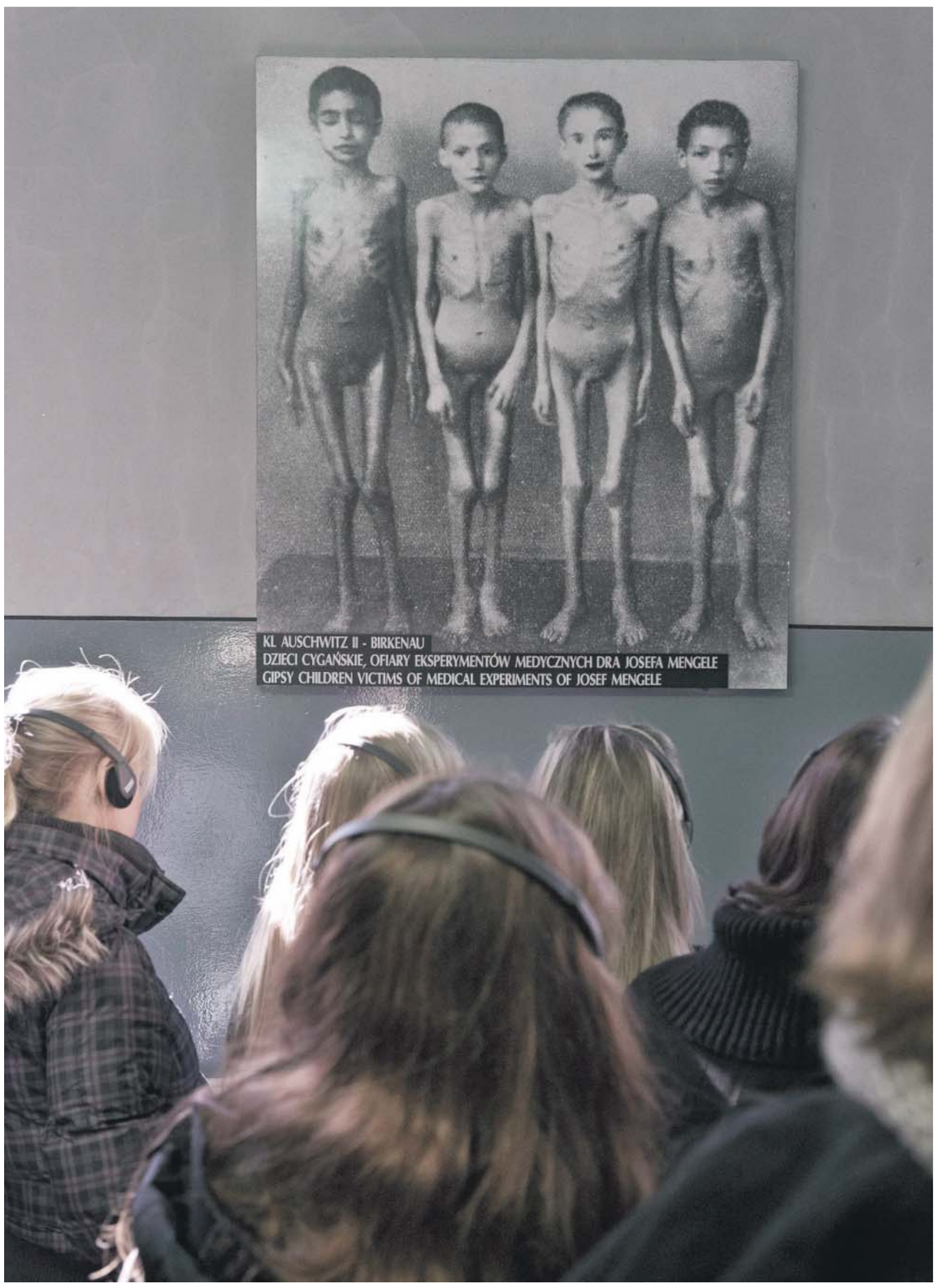
Mittwochmorgen in einem Gymnasium in Neukölln: Arita turtelt mit Mert, Xezal und Alberina kichern. Die kleine Gruppe Zwölftklässler wartet auf ihren Geschichtskurs. Die Siebzehn- und Achtzehnjährigen wohnen in Berlin, doch ihre Großeltern kommen aus der Türkei, dem Kosovo oder Palästina. Deutsche Wurzeln hat hier niemand – und die meisten auch keine familiären Bezüge zum Nationalsozialismus. Im Geschichtsunterricht ist der Holocaust aber so oft Thema, dass selbst ihre deutschen Mitschüler schon stöhnen: Was geht uns das noch an?

Mittlerweile hat in Deutschland etwa jeder dritte Schüler mit bis zu 15 Jahren eine Einwanderungsgeschichte. Geht es um Holocaust-Unterricht, wird von Schülern wie Arita und Mert verlangt, Verantwortung für eine Geschichte zu übernehmen, die nicht die ihre ist – und auch nicht die Geschichte ihrer Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern. Ausflüge in KZ-Gedenkstätten sind in vielen Schulen Pflichttermine. Siebzig Jahre nach der Befreiung von Auschwitz ist der Holocaust immer noch der zentrale Bezugspunkt des historischen Selbstverständnisses Deutschlands. Deutsch ist nur, so könnte man überspitzt formulieren, wer sich an die NS-Greueltaten erinnert und entschlossen Verantwortung für das Vergangene übernimmt.

In deutschen Klassenzimmern konkurrieren jedoch mittlerweile unterschiedliche Geschichtsbilder und Narrative: Hier sitzen Jugendliche aus Ländern wie Polen oder Ex-Jugoslawien nebeneinander, die den Zweiten Weltkrieg aus ihrer jeweiligen Opfer-Perspektive erzählt bekamen. Sie teilen sich die Sitzpulte mit Kindern aus Russland, denen die Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts vor allem als großer, heroischer Vaterländischer Krieg vertraut ist. Neben ihnen sitzen Schüler aus Palästina oder dem Libanon, die dazu neigen, den Holocaust eng mit dem Nahost-Konflikt zu verbinden - etwa durch eine Täter-Opfer-Umkehr: „Die Juden" seien von den Opfern zu den Tätern geworden.

„Begegnen Schüler mit Migrationshintergrund dem Holocaust im deutschen Geschichtsunterricht, sind ihre Zugänge sehr unterschiedlich", sagt Viola B. Georgi, Leiterin des Zentrums für Bildungsintegration der Universität Hildesheim. Manche Jugendliche seien schockiert, wenn sie realisierten, inmitten der ehemaligen Täter-, Mitläufer- und Zuschauergesellschaft zu leben, und sagen sich energisch von der deutschen Geschichte los. Andere verwerfen die deutsche Geschichte mehr oder minder gleichgültig, weil es nicht „die ihre" ist. Sie treten das negative historische Erbe bereitwillig an und setzen sich mehr oder minder intensiv mit dem Holocaust auseinander.

Lehrer sind nur selten auf dieses komplizierte Sammelsurium an unterschiedlichen Biographien, nationalen Narrativen und medialem Halbwissen vorbereitet. Sie stehen vor der Schwierigkeit, den Holocaust so zu vermitteln, dass alle Schüler, egal welcher Herkunft, gleichermaßen für das Thema interessiert und sensibilisiert werden. Sie müssen antisemitischen Ressentiments begegnen und leidenschaftliche Holocaust-Diskussionen moderieren, die durch aktuelle politische Konflikte – wie den Nahost-Konflikt oder Islamismus-Debatten – zusätzlich aufgeladen wurden. Wie kann dieser Spagat im Klassenzimmer gelingen?



Begegnung mit der grausamen Vergangenheit: *Schüler in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau* Foto Juergen Escher/laif

Pädagogen, Soziologen und Bildungswissenschaftler diskutieren diese Frage schon seit Anfang der Zweitausenderjahre. Einig sind sie sich mittlerweile, dass das Interesse an der Geschichte des Holocausts weniger davon abhängig ist, ob Schüler deutsche Vorfahren haben oder nicht. Viel wichtiger ist, dass sich die Jugendlichen von den Pädagogen anerkannt und von der Themenaufbereitung angesprochen fühlen. Pädagogik der Anerkennung nennen die Experten diesen Ansatz.

Der deutsche Geschichtsunterricht muss sich diversifizieren, um diesem Anspruch nach Anerkennung gerecht zu werden. Wenn es um historisches Lernen geht, zählt nicht nur die Geschichte der deutschen Mehrheitsgesellschaft, sondern auch die Geschichten der Einwandererfamilien. Die unterschiedlichen nationalen Narrative müssen in die große deutsche Erzählung von Schuld und Verantwortung integriert werden. Das bedeutet, dass auch der Geschichtsunterricht verschiedene Perspektiven des Nationalsozialismus aufzeigen muss. Nationalgeschichte darf im Einwanderungsland Deutschland schließlich nicht dazu dienen, Minderheiten von der Erinnerungspolitik auszuschließen. Migranten müssen das Gefühl bekommen, dass sich Pädagogen und Mitschüler auch für ihre Lebens- und Erinnerungswelten interessieren.

Warum also nicht einmal das Schicksal türkischer Juden im Holocaust beleuchten oder über das Leben als Schwarzer im NS-Staat lernen? Warum nicht die Juden Tunesiens unter deutscher Besatzung in den Lehrstoff aufnehmen oder eine Fluchtgeschichte rund um die Welt nachvollziehen? Die unterschiedlichen Familienbiographien von Schülern können ein Anknüpfungspunkt sein, um die Geschichte des Nationalsozialismus über nationale Grenzen hinweg zu thematisieren.

Dabei müssen Geschichtslehrer jedoch stets aufpassen, nicht in die Ethnisierungsfalle zu tappen, wie Bettina Alavi von der Pädagogischen Hochschule Heidelberg die didaktische Tücke nennt. Wenig sinnvoll sei es, Kinder mit Einwanderungsgeschichte als Experten für „ihr" Land herauszustellen. Zwar lohnt es sich, beim historischen Lernen über den deutschen Tellerrand zu blicken. Das Angebot, sich beim Thema Zweiter Weltkrieg eine bestimmte nationale Verstrickung genauer anzusehen, muss sich jedoch stets und explizit an alle Schüler richten – egal welcher Herkunft. Lehrerfortbildungen sind in diesem Zusammenhang sicher wichtig, um eine Sensibilität für Multiperspektivität zu schaffen und eigene Haltungen zu reflektieren.

Auch die persönlichen Erfahrungen der Jugendlichen als Minderheit oder die Fluchterlebnisse ihrer Familien können für Schüler aus Einwandererfamilien Zugänge zum geschichtlichen Lernen sein. So können Brücken von der NS-Zeit in die Gegenwart geschlagen werden und der Holocaust aus der Menschenrechts-Perspektive betrachtet werden. Wenn Schüler im Unterricht von familiären Flucht- und Vertreibungsgeschichten erzählen, müssen Lehrer jedoch stets den jeweiligen Kontext mitdenken, um Gleichsetzungen zu vermeiden, die den Holocaust verharmlosen. Sinnvoll ist es sicher auch, zu betonen, dass das deutsche Asylrecht eng mit der historischen Verantwortung des Nationalsozialismus verbunden ist – auch das knüpft an die Erfahrungen von Jugendlichen aus Einwandererfamilien an.

Abseits vom Holocaust steht die Diversifizierung des Geschichtsunterrichts in Deutschland im Vergleich zu anderen Einwanderungsländern wie Kanada oder den Vereinigten erst am Anfang. Einige Projekte und Initiativen haben sich dennoch historisches Lernen in der Einwanderungsgesellschaft auf die Fahnen geschrieben. So stellt das Webportal „Zwischentöne" des Georg-Eckert-Instituts seit September 2013 Unterrichtsmaterialien für das globalisierte Klassenzimmer zur Verfügung, inklusive eines Schwerpunkts über die Erinnerung an den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg. Die Plattform bietet Anregungen, wie die Auseinandersetzung mit dem Holocaust gelingen kann, wenn in einer Lerngruppe unterschiedliche Erfahrungswelten aufeinanderstoßen. Auch an Gedenkstätten findet mittlerweile ein Umdenken statt, um vermehrt auch Besucher mit Einwanderungsgeschichte anzusprechen. Das Haus der Wannsee-Konferenz ist hier ebenso hervorzuheben wie das Jüdische Museum in Berlin.

Die Einbindung von Jugendlichen aus Einwandererfamilien in die deutsche Erinnerungspraxis ist enorm wichtig, weil diese jungen Menschen in Zukunft die Geschichts- und Erinnerungspolitik dieses Landes entscheidend mitgestalten werden. Am Ende darf man die Unterschiede zwischen herkunftsdeutschen Jugendlichen und ihren Mitschülern mit Migrationshintergrund aber auch nicht überbetonen: Sie alle wollen vor allem begreifen, wie so etwas Wahnsinniges wie der Holocaust überhaupt stattfinden konnte. Und sie wollen die Geschehnisse an ihre eigenen, sehr diversen Narrative anknüpfen. Damit folgen sie dem Trend einer Universalisierung des Gedenkens an den nationalsozialistischen Völkermord. Mit dem Internationalen Holocaust-Gedenktag am 27. Januar setzten die Vereinten Nationen ein Zeichen, dass sich die Erinnerung an den Holocaust globalisiert hat – und nicht mehr nur eine Sache der Deutschen ist.

Doch im engen Korsett der 45-Minuten-Geschichtsstunde kann dem hohen Anspruch des interkulturellen Lernens nur zu selten Genüge getan werden. Die Schüler des Gymnasiums in Neukölln haben insofern Glück. Ihr Geschichtslehrer hat einen Projekttag für sie organisiert. Mit Experten der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus diskutieren sie einen Schultag lang über NS-Geschichte in Kreuzberg und Neukölln. Dabei erarbeiten sie neben Faktenwissen zu den Nürnberger Gesetzen auch lokalgeschichtliche Bezüge. In einem Stadtteil-Memory werden sie mit Berlin-Bildern von einst und jetzt konfrontiert, in Kleingruppen erarbeiten sie im Anschluss Kreuzberger Familiengeschichten aus der NS-Zeit. Bei solchen Aufträgen sind Alberina und ihre Mitschüler mit viel Elan dabei. Denn auch wenn sich hier nicht alle zu hundert Prozent mit der deutschen Nationalgeschichte identifizieren können - als Berliner fühlen sie sich allemal.

Anja Reiter ist freie Journalistin für Bildungs- und Migrationsthemen in München.

Wo Studenten wie Luxushunde schauen, die Schafe hüten sollen

Die Schwächen der auf Status und Größe angelegten Universitätsmedizin und worauf Neugründungen deshalb unbedingt achten sollten / Von Carsten Engelmann

Als „fragliche, wissenschaftlich anspruchslose Billigausbildung" bezeichnen Vertreter von Fakultätentag und Wissenschaftsrat die aktuellen Hochschulgründungen in der Medizin. Das sind Meinungsäußerungen über neue Wettbewerber. Spitzenklinika sind – natürlich – faszinierend: Wenn etwa ein Unfallopfer in der ersten Stunde achtzig Blutkonserven erhält, das leistungsfähige Forschungslabor ein Mischwesen entschlüsselt oder der Radiologe mit leichter Hand einen havarierten Katheter aus dem Herzen birgt und dann ein „kein Problem" flötet, fällt es schwer, sich nicht in die Universitätsmedizin zu verlieben.

Sie steht jedoch unter Druck: Die Größe von Organisationen garantiert heute nicht länger ihr Gelingen, sondern wird bei Forschung, Lehre und Krankenversorgung zum Wettbewerbsnachteil. Wo es vor kurzem noch einen Trend zur Konzentration von Macht und Spezialkompetenz gab, konstatieren Soziologen heute das Gegenteil. Preisverfall und Transportabilität durch Miniaturisierung berauben ganze Geräteparks ihrer soziologischen Funktion als Machtressourcen ersten Ranges. Smarte Prozeduren ersetzen große Operationen – ganz ähnlich wie Aufklärungsdrohnen teure Kampfjets. Hinzu kommt die radikale Regionalisierung von Kompetenz mit immer mehr gut ausgebildeten Leuten in der Peripherie. Noch im Kreißsaal kann man die seltene Säuglingsfehlbildung per Bildtelefon mit einem Weltspezialisten besprechen.

Für die IT- bzw. Pharmaforschung ist längst akzeptiert, dass die innovativsten Spieler nicht die „Mammuts", sondern die Kleinen sind. Das soll vor allem an sozialen Vorteilen liegen: An unterschiedlich zusammengesetzten Gruppen, die experimentelle Probleme lösen sollten, konnte man zeigen, dass asymmetrische Machtstrukturen „Innovationskiller" sind.

Ebendiese Machtstrukturen sind aber das Fluidum der deutschen Hochschulmedizin: Macht ersetzt hier zuweilen Kompetenz, und Forschung findet per Delegation statt. Nicht wenige Vertreter experimenteller Fächer dürften ein besseres Gefühl für den Druckpunkt eines Lufthansa-Bordkartenlesers als den einer Pipette haben. Ihr eigentliches Talent ist ein ausgeprägtes mikropolitisches Geschick. Über den Erfolg entscheidet dann die Fähigkeit, andere durch Machtspiele, Charme und Abhängigkeiten zum Forschen zu bringen. Gut möglich, dass Madame Curie an einer heutigen deutschen Hochschule in der sogenannten „Arbeitsebene" verortet worden wäre, denn Eigenhändigkeit an Labortisch oder Rechenblatt ist zugunsten eines elitären „Führungsgedankens" weithin außer Mode gekommen.

Um ihr eigentliches Ziel, nämlich Innovation (nicht deren Fiktion) zu erreichen, sind die von den Unikliniken vorgezogenen Eigenschaften wie „Ellenbogen" und „Strippenzieherei" („Netzwerken") irrelevant. Wo aufgrund des Gedränges Hochqualifizierter viel Schaffenskraft in internen Abgrenzungskämpfen verbraucht wird, gehen Kreativität und Schaffenskraft verloren.

Solche scheinbar unangreifbare Organisationen sind heute von innen gefährdet. Typischerweise kommt es zu „Reputationsunfällen", die nichts mit der Leistung im Kerngeschäft zu tun haben: Die Nähte der in den Transplantationsskandal verwickelten Chirurgen waren dicht. Dennoch kosten die Integritätsprobleme der Hochschulmedizin aufgrund eingebrochener Organspendebereitschaft mehr Patienten das Leben, als es eine teuer beforschte Modifikation der Abstoßungsmedikamente verbessern kann.

Doch nicht nur bei der Krankenversorgung zeigen sich die Nebenwirkungen von Statushunger. Individuell erlebt habe ich, dass Klinische Forscher ein Tumordiagnoseverfahren oder die Gentherapie einer gutartigen Stoffwechselkrankheit angepriesen haben, dabei jedoch verschwiegen, dass das eine an Kindern Metastasen auslöst und das andere Leukämie. Ähnlich in der experimentellen Forschung: Ein 2012 in der Zeitschrift „Nature" publizierter Bericht besagt, dass selbst von höchstrangigen Originalarbeiten mit Hunderten Folgepublikationen nur elf Prozent reproduziert werden konnten. Wenn die Protagonisten nur machtvoll genug sind (die der ersten Beispiele sind mittlerweile Ordinarien), unternimmt eine Hochschule oft nichts.

Die „akademische Selbstkontrolle" ist mancherorts zu einem Tauschgeschäft von Handlungsmöglichkeiten degeneriert. Das so erlebte Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit schadet der Forschung viel mehr als ein unterstelltes Defizit kleiner Hochschulen. Wer sich um die Wissenschaft und nicht um den eigenen Einfluss sorgt, sollte Integrität durchsetzen.

Doch eine Ständewirtschaft, wie sie schon Heine 1826 sah, beantwortet Kritik am Ausbremsen ungewollter Innovationen nur mit ihrem lakonischen „Was wollen Sie, dies hier ist eine Uniklinik". Sie dürfte zu den wahren Ursachen der finanziellen Ineffizienz der Unikliniken zählen, die einen „Sonderweg" reklamieren, statt ihre Struktur zu reformieren. Zur Erhaltung ihrer Dominanz errichten sie neue Eintrittsbarrieren wie Exzellenzinitiativen, die in dieser Zeitung schon als „Exzellenzeninitiativen" apostrophiert wurden. Schließlich fördern sie vor allem jene, die energisch für die Werte derer eintreten, die am Ruder sind. Dies erzeugt „geniale Konformisten", aber keinen sozialen Fortschritt.

Können ihn Neugründungen bewirken? Spiegelbildlich zur unkontrollierten Konzentration kann auch das andere Extrem, die Zersplitterung von Macht, zur Qualitätssenkung führen. Das sollte staatliche Aufsicht verhindern.

Die eigentliche Gefahr ist, dass die Neuen gar nicht „anders" werden. Wenn sie herkömmlich hierarchiebewusste „Titeljäger" zum Zuge kommen lassen, die nur nicht gut genug für die „große Welt" waren, verspielen die Gründungen ihr potentielles Alleinstellungsmerkmal. Das ist paradoxerweise eine Schwäche: Sie haben keinen Status, keine langen Traditionen und keine Chance auf einen vorderen Platz in der Uni-Rangliste wöchentlicher Nachrichtenmagazine. Warum ist das gut? Es genügt eine Beobachtung: Die Kinder von Kollegen machten in den letzten Jahren diese Praktika: Straßenkinderversorgung in St. Petersburger Metroschächten, das Kleinwaffenprojekt in Afrika sowie die Dschungelmedizin im „Goldenen Dreieck". Das sind authentische Fälle, denen es offenbar ums Prestige ging.

Dagegen sehe ich keinen, wirklich keinen Studenten in einem jener ostdeutschen Plattenbezirke, in denen in den neunziger Jahren eine „soziale Atombombe" hochging. Allein die Reflexion unserer eigenen Kulturphänomene würde die Studentenpersönlichkeit herausfordern. Doch die „erwachsenen" Unimediziner und vor allem die Erfolgreichen unter ihnen machen es den Studenten vor: Sie verlassen ihre Eckzimmer nur für Arbeiten, mit denen man sich selbst profilieren kann. Sollen sie mal einen Routine-Fall versorgen, schauen sie wie „Luxushunde, die man bittet, Schafe zu hüten".

„Spaß, Geld und Status" war (natürlich in englischer Sprache) 2010 These eines vielzitierten Motivationsvortrages für heimische universitäre Führungskräfte. Das Wort „dienen" kommt darin nicht vor. Es existiert für viele nur, wenn es als Baustein für den Lebenslauf taugt – „Doing well by doing good" ätzt Deresiewics in seinem Buch von 2014 über die Meritokratie an Eliteuniversitäten.

All dies bringt Studenten dazu, sich allein am Status zu orientieren, eine der Hauptursachen des Ärztemangels in der Fläche. Statusorientierung ist kompetitiv, komparativ, lenkt von der Sache ab und wurde in Experimenten als prädisponierender Faktor für wissenschaftliche Mogelei identifiziert.

Die fundamentale Bedeutung der Neugründungen liegt also unabhängig vom technischen Für und Wider gerade darin, dass sie eben keinen Status haben. Mit Glück werden sie vielleicht weniger narzisstisch sein, und die an ihnen Tätigen werden die Dinge (Lernen, Arbeiten und Forschen) mehr um ihrer selbst willen tun. Dies kann die Erkenntnis befördern, dass „Sinn" im Berufsleben nicht durch Wettbewerb zu erlangen ist.

In privater Hand: *Krankenzimmer der Alpha-Klinik in München* Foto Imago

Kürzlich besuchte ich eine als Lehrstätte vorgesehene Kinderarztpraxis in einem „Dienstleistungswürfel", einem ikonischen Infrastrukturelement von Plattenbaubezirken. Die beiden Medizinerinnen dort, fein aufgeräumte Damen an der Pensionsgrenze, gingen nach unserem Gespräch händchenhaltend auf Hausbesuchsrunde. Wahrscheinlich würden sie, erläuterten die Ärztinnen, die ersten sein, die im Hartz-IV-Umfeld die Sorgfalt erkennen würden, mit der die Mütter die Vorhänge im Kinderzimmer selbst genäht hätten. Und wer, wenn nicht sie, solle diese jungen Frauen bestärken, auf dem richtigen Wege zu sein, weil die gleiche Sorgfalt, die aus den Näharbeiten spräche, ja für die gute Versorgung eines Säuglings nötig sei?

Für mich machen diese Kolleginnen ebenso wie experimentelle Rohdaten das Eigentliche der Medizin aus – nicht die mondänen, aber schnell kongressjettenden Ordinarien. Medizin um ihrer selbst willen ist ein weithin aufgegebenes Territorium. Doch aufgrund des „Empowerments" der Kleinen erhalten Neugründungen die Chance, es inhaltlich zu beanspruchen. Nutzen sie sie nicht, behielten die Kritiker recht. Dann entstünden klägliche Nachahmermodelle.

Der Autor ist Allgemein- und Kinderchirurg und ist Chefarzt am Klinikum Brandenburg. Zu seinen Forschungsgebieten gehören Gentherapie und Verhaltensforschung.